

meinde (und wäre es nur die Hausgemeinde), Bibel und Dienst am Wort gehören zusammen. Die Wirklichkeit der Gemeinde muß die individualistische Fassung des Ideals überwinden. — Der einzigartige Vorzug der Lutherbibel besteht darin, daß Luthers von dem Worte ergriffene Seele selber mit darin ist, Luthers Verstehen der Schrift von der Mitte Christus her. Die Lutherbibel wird das geistige Schicksal unseres Volkes bleiben. Eine wahrhafte Einheit der Bildung aller Deutschen werden wir erst dann wieder gewinnen, wenn die Lutherbibel für alle Bildungsschichten wieder das Buch ist, von dem ihre Seele sich nährt.

Die Aussprache war aufs Trefflichste vorbereitet durch eine Führung, die der Direktor der Luther-Galle, lic. Thulin, durch die Lutherbibel-Ausstellung geboten hatte. Was sie bietet, hat er in Heft 3/4 der Vierteljahrschrift 1934 dargestellt. Sie ist ein Muster zugleich gründlicher und knapper, pädagogisch zielsicherer und künstlerisch anschaulicher Ausstellungs-Gestaltung. Es war nicht unwichtig, daß Luthers Schriften, Bücher, Bilder uns ständig umgaben.

3. Tag: Protestantischer Geist in gegenwärtiger Dichtung

Für jeden, der die Tagung von Anfang an miterlebt hatte, war es klar, daß der letzte Tag, an dem die Beziehungen zwischen Dichtung und evangelischem Glauben zur Debatte standen, nicht in Problematik ausmünden dürfe und könne. Dem standen einfach die Erfahrungen der vorangegangenen Tage entgegen, die über die geistigen Probleme hinweg zu einer menschlichen Gemeinschaft geführt hatten. So beschränkte denn der letzte Referent, Dr. Kurt Ihlenfeld, der Schriftleiter des „Eckart“, in seinem Referat: „Protestantischer Geist in gegenwärtiger Dichtung“ sich darauf, aus diesen Erfahrungen heraus einige Linien in die Zukunft zu ziehen und den menschlichen Gewinn der Tagung in den Mittelpunkt zu stellen. Das war auch insofern berechtigt, als — wie D. Althaus mit allem Freimut eingestand, bei manch einem der theologischen Teilnehmer vorher eine gewisse Befangenheit sich eingestellt

hatte, da man zu wenig von dem Gesprächspartner wußte, welcher Art und welchen Geistes er sei. Diese Befangenheit hatte sich schon am ersten Abend endgültig gelegt. Sollte man noch lange über das Problem einer protestantischen Dichtung „verhandeln“, wenn doch jeder Tag und so insbesondere auch der Autoren-Abend den Beweis geliefert hatte, daß diese Dichtung da war: im Worte ebenso wie in den Personen. Darauf aber kam es an und diese Erfahrungen, nicht irgendwelche wissenschaftlichen „Ergebnisse“ werden die Grundlage geben für die Fortdauer echter Beziehungen zwischen Theologie und Dichtung heute. Dr. Ihlenfeld sprach einleitend über jene Zeit, da das Problem das Leben zu ersticken drohte: „Es gab einmal eine trockene, unfruchtbare Zeit. Das, was zusammengehörte, hatte sich voneinander getrennt — und was nicht zusammengehörte, das ging, wenn auch nur wechselnd und zeitweilig, Verbindung miteinander ein. Viele litten unter der Trockenheit, aber niemand mochte es dem andern eingestehen. Im Gegenteil: wie auf eine geheime Übereinkunft hin rückte man an die Stelle einer wirklichen Zusammengehörigkeit eine andere, eine scheinbare. Diese übte einen erregenden Reiz auf die Gemüter aus. Den Einfachen schien sie wie ein Brunnen von ungeheurer Tiefe, von dem man aber nicht weiß, ob unten Wasser ist. Den Geübten, den Kennern, den Fachleuten, wurde sie zu einer geliebten Gewohnheit, die den großen Vorzug hatte, daß sie, wenn man sich ihr nur bereitwilligst hingab, einem das Gefühl gab, es sei doch die alte Verbundenheit da — während einige wenige erkannten, daß mit dieser neuen Gewöhnung weder die schöne Einheit der alten Zeit noch auch irgend ein wirklicher Ersatz gewonnen sei. Sie behielten aber diese Erkenntnis für sich und das unheilvolle Spiel ging munter dahin. Der einzige Gewinn — wenn man es so nennen kann — bestand eben in jenem erregenden Reiz, der von der Grundregel des Spieles ausging, die lautete: man muß die Möglichkeit einer Einheit bis an die äußerste Grenze vertreiben und dann erklären, daß das Alte leider nicht wiederkehre und wir daher auf die Getrenntheit angewiesen seien. Früher nannte man dieses Verfahren: „aus der Not eine Tugend machen“ — jetzt erfand man dafür die Bezeichnung: das Problem. Und das Problem, das hier gemeint ist, entstand aus dem Zerfall der Einheit von Kunst und Glaube. Damit verband sich nun etwas, was ihm noch ein übermäßiges Gewicht verlieh: nämlich ein schwerer Ernst. Während aus früheren Zeiten, den Zeiten der Einheit, noch

immer ein Lächeln, ein Schimmer der Freude aus beiden Bereichen herüberdrang, lag nun wie eine schwarze Wolke darüber der Ernst der Verantwortung, wie man es nannte. Es schien nichts Bedrückenderes zu geben, als das in Probleme verwandelte Leben zu hüten. Es wäre verständlich gewesen, wenn man über den Verlust der alten Einheit getrauert hätte. Aber es war keine Trauer: die Trauer hängt am wirklichen Verlust — hier aber wurde ja der Verlust aufgehoben, unsichtbar gemacht durch das Problem, das wohl Ernst und Strenge erforderte, aber die Trauer nicht aufkommen ließ. Gerade am Beispiel Luthers aber mußte die Nötigung zur Rückkehr von der Problematik zum echten Sein sich ergeben: Die Theologie konnte bei der Erforschung des Reformators nicht an der Tatsache vorbeigehen, daß seine religiöse Erfahrung ihren Niederschlag in einem Kunstwerk einmaligen Ranges gefunden hatte, nämlich in der deutschen Bibel und die Künstler, wenn sie die gleiche Ehrlichkeit zum Sehen der Wirklichkeit aufbrachten, mußten, indem sie die Schönheit der Lutherbibel und der Luthersprache priesen, auf die religiöse Botschaft des Mannes stoßen, die diese künstlerischen Mittel in ihren Dienst nahmen. Hier tut sich dann auch die Möglichkeit für eine Beantwortung der Frage nach einer protestantischen Dichtung auf: die Tatsache, daß der Christ Luther über der Bibel und über dem Echo des Evangeliums im Lied zum Dichter ward, sollte, ehe man sie zum Problem erhebt, zu uns reden und auf uns wirken als Tatsache, über die wir uns gewiß unsere Gedanken machen dürfen und sollen, vor der wir aber doch erst zunächst einmal stillehalten müssen.

Alle abendländische Dichtung wurzelt im Religiösen, indem sie die Urfrage des Menschen abbildet und in Gestalt bringt. Sie ist zuletzt vom Christlichen her bestimmt, indem sie es nämlich mit dem vom Christentum geformten Menschen zu tun hat und nicht von der durch Christus in die Welt gekommenen Wahrheit über den Menschen absehen kann. Die Feststellung freilich des Christlichen und insbesondere des protestantischen Charakters einer Dichtung hängt von manchen noch zu klärenden Voraussetzungen ab. Wenn man die schlichte Anerkennung der Wirklichkeit und zugleich das Wissen um die Barmherzigkeit Gottes in dieser Wirklichkeit als Charakterzüge protestantischer Seltung bezeichnen kann, so werden diese beiden auch in der Dichtung zum Ausdruck kommen. Der Referent schloß mit den Worten des Matthias Clau-

dius: „Es steht nur wenigen an, dies große Thema zu dozieren; aber auf seine Art und in allen Treuen aufmerksam darauf zu machen; durch Ernst und Scherz, durch gut und schlecht, schwach und stark und auf allerlei Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern; mit gutem Exempel vorzugehen und taliter qualiter durchs factum zu zeigen, daß man — nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand — und ein recht gläubiger Christ sein könne . . . das steht einem ehrlichen und bescheidenen Manne wohl an. Und das ist am Ende das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Tür und Fenster anklopfe.“

In der Aussprache ergriff zunächst Börries von Münchhausen das Wort. Er glaubte, das Protestantische in der ganzen geistigen Haltung des Dichters sehen zu müssen, für die der Begriff der Freiheit grundlegend sei. Von diesem Begriff der geistigen Freiheit her hielt er auch die bekenntnismäßige Begrenzung des Protestantismus für überwindbar zugunsten eines Aufgehens des Kirchlichen im allgemeinen Geistesleben: so gehörten in eine protestantische Kirche eigentlich und von rechtswegen die Bildnisse aller großen Dichter und Philosophen hinein, deren Werk nur vom protestantischen Geist her denkbar sei.

Das Gespräch wendete sich dann vom Gebiete der Dichtung mehr der bildenden Kunst zu. Lic. Thulin meinte, daß zwei große Grundlinien sich in der Kunstauffassung gegenüberstünden, die eine, die den Glaubensinhalt darstellen will, sodaß gleichsam eine ungebrochene Linie aus dem Irdischen ins Ewige führt, am ausgeprägtesten im Barock, der die Transzendenz direkt sichtbar machen wolle. Dies sei die katholische Linie. Luther habe mit seinem Glaubensprinzip, das auf kein Haben und Besitzen sich richtete, sondern auf ein Werden, dieser Anschauung den Boden entzogen. Aber es sei denn doch im Protestantismus ein gläubiger Realismus entstanden, der nun wieder die Möglichkeit hat, in der protestantischen Kunst statt von einer Darstellung und Sichtbarmachung des Ewigen immer gekennzeichnet sei von der Spannung zwischen dem Hier und Dort.

Rudolf Alexander Schröder sah in dem Zurücktreten des ganzen kultischen Apparates und damit auch der kirchlichen Kunst in ihrer Versichtbarung der

ecclesia triumphans einen sehr deutschen Zug und meinte, daß gegenüber der großen Raumkunst des Katholizismus die Kammerkunst kein schlechter Ersatz sei. Man vergleiche auf der einen Seite Raffael und Rubens, auf der anderen Seite Rembrandt und Bach. Emanuel Stickerberger stellte zunächst die Ansicht richtig, daß die Reformierte Kirche eine grundsätzlich feindselige Haltung gegenüber der kirchlichen Kunst einnehme. Es sei keine grundsätzliche Ablehnung darin zu erblicken, sondern eine pädagogische Maßnahme der ersten reformatorischen Generationen. Gegenüber den neueren Versuchen der Architektur, die bildende Kunst in den Dienst des gottesdienstlichen Raumes zu stellen, habe er das Empfinden, daß doch oft noch allzuviel private Willkür vorwalte. Indem er dann aber auf die Frage der protestantischen Dichtung zurücklenkte, wandte er sich vor allem gegen das Schlagwort, daß die Kunst keine Tendenz haben dürfe. Dies sei eine ausgesprochene Erfindung des jüdischen Literatentums. Natürlich gebe es eine der künstlerischen Wirkung feindliche Tendenz, zumal innerhalb des christlichen Schrifttums, aber die echte Tendenz sei eine Sache des Charakters, der sich auch im Kunstwerk ausspreche und ob die Zeit ja oder nein dazu sage, so solle doch ein tapferer Mann sich nicht scheuen, seine Kunst in den Dienst der von ihm als gut und wesentlich erkannten Sache zu stellen. Allerdings, indem er sein bestes Können dafür einsetze.

Einen sehr energischen Vorstoß zur Klärung der Grundfrage machte dann D. Schumann, indem er an die Erfahrung des Predigers anknüpfte. Auch der rechte Prediger sei ein Künstler, ob er es auch nicht wüßte und wissen dürfte. Ein Künstler nämlich insofern, und nur dann, wenn er mit dem Worte als dem Urmaterial, das ihm gegeben sei, ringe, sodaß er das alte auf eine neue Weise zu sagen vermöge. Das bedeute dann in Bezug auf den Hörer, daß er mit seinem Worte bei dem anderen stehe. Daß da keine Entfernung durch eine fremde Sprache sei, sondern daß er mit seinem Worte anstelle und für die anderen rede. Wer so spreche, der habe dasselbe Verhältnis zum Wort wie der schaffende Künstler. Künstler sei einer doch in dem Maße, wie es ihm gelinge, letzte Tiefe aufzuzeigen, für die das bestimmende Wort nicht mehr ausreiche, sondern für die das bekennende Wort und die beschwörende Gestalt da sei. Hier nun ergebe sich eine Möglichkeit des Unterschiedes zwischen christlichem und nichtchristlich bestimmtem Künstler. Der Künstler, der an diesem

entscheidenden Punkte angelangt, versuche sich selber auszusagen, so zu sagen sein eigener Prophet zu sein (Stefan George), sei strikt zu unterscheiden von dem, der da weiß: indem ich so lebe und so gestalte, rede ich nicht für mich, sondern rede auch für die anderen. So müsse in dem Künstler, der unter dem Geiste des Evangeliums stehe, in dieser entscheidenden Wendung seines Schaffens noch ein anderes hinzukommen zu dem bloßen Ausschwingen des künstlerischen Vermögens: es müsse da ein Schweigen sein, ein Verstummen, indem der Dichter von sich selber „auf das andere“ hinweist, und so in der Reihe derer steht, die nicht selber Schaffende, sondern Empfangende sind, und sie durch ihr Werk über sich selbst hinweg zu den anderen führt.

Professor Gorfemann faßte diese Erfahrung aus seiner Arbeitsphäre, nämlich der des Bildhauers in dem Satz zusammen: Wer nicht ganz bei der Wahrheit bleibt, der wird erleben, daß das Werk, das er geschaffen hat, schneller alt wird als er selber!

Sehr beachtenswert war die Feststellung von D. Althaus, daß die Klärung unserer Frage darunter leiden müsse, wenn sie sofort in Abgrenzung gegen katholische Kunst vorgenommen würde. Weiß denn nicht auch der Protestantismus von der Gegenwart des Göttlichen gemäß dem alten Wort *finitum capax infiniti*? Im Magnificat von 1520 habe Luther Leitlinien auch für eine evangelische Kunst gegeben. Hier hält er wohl an der Marienverehrung fest, aber nur so, indem er sie aus der göttlichen Würde hinwegrückt in die Sphäre des empfangenden und von Gott erhobenen Menschen. Das Licht Gottes falle für den evangelischen Glauben nur als Oberlicht in die irdischen Dinge. Das Leben werde mitten im Tode empfangen. So müsse auch in einer evangelischen Kunst diese Paradoxie der Rechtfertigung wirksam werden. Darum gelte es auch, den Begriff der Gläubigkeit (von dem Börries von Münchhausen sprach) recht evangelisch zu verstehen: der Glaube an Jesus Christus sei weder die höchste Stufe noch ein Sonderfall der Gläubigkeit. Auch der Mensch, der in mystischer Gläubigkeit schwelge, bedürfe der Bekehrung durch Jesus Christus. Eben dieser Unterschied zwischen einer wohl auch durchaus dem Heiden möglichen Gläubigkeit und dem Glauben an Jesus Christus müsse sich in der evangelischen Kunst bestimmend auswirken. D. Althaus erinnerte an die Erzählung von der Salbung in Bethanien, die als ein Hinweis darauf anzusehen

sei, daß auch der Luxus, den die Liebe schenke, ein Recht hat. So gäbe es zweifellos eine evangelische Kunst, die aus dieser Regung sich entfalte, ohne doch jeden Augenblick durchaus Zeugnis sein zu wollen.

Kreuz und Krippe

Von K. A. Schröder *)

Kreuz und Krippe. — Sprich's nicht aus,
Bete, dank und weine!
Wo hast du dein irdisch Haus
Und wo Gott das seine?

Kreuz und Krippe. — Fühl allein,
Denn du deutest's keinem,
Was es heißt: Gerichtet sein
Und gerecht in Einem.

*) Aus: Ein Weihnachtslied. Gedichte. Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz 1935. Vgl. Anmerkung Seite 3.

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuzlerstraße 3
D. A. 2500 Stück. für den Anzeigenteil verantwortlich Alb. Lempp, München
Druck: Buchdruckerei Albert Sighart, Fürstfeldbruck